



# Mehr als montags Gegendemo

Eine Dresdner Studentin half in ihren Semesterferien auf der griechischen Mittelmeerinsel Chios Geflüchteten. „ad rem“ hat sie von ihren Erfahrungen erzählt.

Langsam wird es eng für Katrin Schambil. Die Eltern gehen nicht ans Telefon. Die 20-jährige TU-Studentin hat an einem verschneiten Dresdner Februarmorgen ein Flugticket gekauft. Es geht nach Griechenland, am gleichen Abend. Nicht, um die Sonne zu genießen, sondern um den Menschen dort zu helfen, wo sie versuchen, grausamen Schicksalen zu enttrinnen. Es ist ein mächtig spontanes Unterfangen. Erst ein paar Minuten bevor sie Dresden verlässt, kann sie ihre Eltern noch informieren.

Schambil, die im zweiten Semester Internationale Beziehungen an der TU Dresden studiert, hatte im Kleinen angefangen. Erst sortierte sie für die Hilfsinitiative Dresden-Balkan-Konvoi Kleider, dann half sie bei Brunches oder beim Plätzchenbacken für Geflüchtete. Doch eines fehlte ihr: Wenn die Menschen von ihrem beschwerlichen Weg nach Dresden erzählten, dann habe sie natürlich Empathie empfunden. Aber wirklich verstehen, emotional nachvollziehen, das konnte sie nicht. So reifte in ihr der Plan, selbst an einer neuralgischen Stelle mit anzupacken. Außerdem findet sie: „Das ist doch noch mal sinnvoller, als jeden Montag gegen Pegida auf die Straße zu gehen.“ An einem Abend erfährt sie davon, dass der Dresden-Balkan-Konvoi noch Helfer auf der griechischen Mittelmeerinsel Chios braucht. Sie zögert nicht lange – am nächsten Morgen kauft sie das Ticket.

Ein normaler Tag auf der Insel beginnt für die Studentin damit, die ankommenden Spenden zu sortieren. Mittags und abends geht das Team in eines der Camps, verteilt die Güter und Tee, beschäftigt sich mit den Kindern. Doch vorbei ist die Arbeit dann noch lange nicht. Nachts kommen die Boote. Es wird patrouilliert, Ausschau gehalten.

Chios trennen an manchen Stellen gerade mal sieben Kilometer vom türkischen Festland, nicht viel

mehr also als die Strecke von Löbtau in den Alaunpark. Es ist diese Distanz, die Geflüchtete von der Sicherheit Europas trennt. Die Fährepreise liegen unter 30 Euro. Doch die offizielle Überfahrt ist für die Fliehenden tabu – sie haben den falschen Pass. Das zwingt sie zu Verzweiflungstaten. In einer der vielen Märznächte zählt das Team 23 ankommende Boote, alle überfüllt, für die Überfahrt nicht geeignet. Unter den vielen Männern sind fast auf jedem Boot schwangere Frauen, Alte, Babys.

Bei der Ankunft verrät die Stimmung auf den Booten viel darüber, was für die Menschen auf dem Spiel steht. Von Weitem hört Schambil entweder die Freudenschreie über das nahende Ufer. Oder verzweifertes Weinen. Unter dem Gedränge auf den engen Booten leiden gerade die Schwächsten. Nicht jeder schafft die Überfahrt.

Direkt an der Küste verteilen die freiwilligen Helfer trockene Kleidung, informieren Krankenwagen. Die Zusammenarbeit mit den lokalen Autoritäten funktioniert meist ohne große Hindernisse – anders

als angeblich auf vielen anderen Inseln. Mit Küstenwache, der Polizei und der europäischen Grenzsicherheitsagentur Frontex werden die Telefonnummern ausgetauscht. Über WhatsApp halten sich Freiwillige und Offizielle auf dem Laufenden.

Zusammen mit den anderen Freiwilligen lebt Schambil in einer ehemaligen Ferienwohnung, manchmal fallen die Sanitäreinrichtungen aus. Zum Schlafen kommen die Helfer kaum, nach Tag und Nacht in den Camps und an der Küste bleiben meist nur vier Stunden. Trotzdem: Schambil möchte sich gerade im Vergleich zu den Geflüchteten nicht beschweren. „Ich wusste ja, dass ich nach drei Wochen wieder zu Hause bin.“ Und eines weiß sie jetzt schon: In den nächsten Semesterferien geht es zurück, wenn nicht nach Griechenland, dann in die Türkei. | Lion Schulz

„Ich wusste ja, dass ich nach drei Wochen wieder zu Hause bin.“

Katrin Schambil